

Patente, die statt reicher Ernte Unglück bringen

In Indien zeigt sich beim Einsatz von Gentech-Saatgut, was auch auf Schweizer Bauern zukommen könnte



Indische Bäuerinnen bei der Feldarbeit. In diesem Dorf im Bundesstaat Maharashtra setzen die Bauernfamilien auf biologische Landwirtschaft. Fotos Michael Würtenberg

BARBARA STÄBLER, Nagpur

Die Patentgesetzrevision wird voraussichtlich im Winter im Parlament behandelt. Doch bereits jetzt beginnen Interessensverbände, ihre Argumente dafür oder dagegen auszubringen. So hat Swissaid zu einer Pressereise nach Indien geladen, um die Auswirkungen des Einsatzes von gentechnisch veränderter Baumwolle vor Ort zu studieren.

Umbarmherzig scheint die Sonne auf die Köpfe der Menschen. 45 Grad sind hier im Bauerndorf Soondi im Bundesstaat Maharashtra keine Seltenheit. Die Bauern warten sehnsüchtig auf den Monsun-Regen. Doch noch müssen sie sich gedulden. Dann aber, wenn der Regen im Juli endlich einsetzt, wird sich die Landschaft mit einem sanften Grün überziehen. Bis dahin wird hier die Farbe Braun vorherrschen. Der Staub, die Wege, die Häuser, die verdorrten Büsche und das dürre Gras: Alles ist braun. Einzige Farbtupfer in dieser Gegend sind die farbigen Saris der Bäuerinnen.

HAUPTSÄCHLICH BAUMWOLLE. In Soondi leben 613 Männer, Frauen und Kinder. Eine Familie hat zwei bis drei Kinder. Die Leute sind arm hier. Ihre Hütten bestehen aus Steinen und Lehm und sind spärlich eingerichtet. Wer ein Bett hat, gehört zu den «Reichen». Stolz erklären die Dorfbewohner, dass bereits 36 von 119 Familien eine eigene Toilette hätten. Die Leute hier leben vom Ackerbau – wie viele in Indien. Gut 70 Prozent – das entspricht etwa 800 Millionen Inderinnen und Inder – sind direkt oder indirekt von der Landwirtschaft abhängig. Die meisten sind Kleinbauern, die durchschnittlich über acht Hektaren Land verfügen. Zum Vergleich: Ein Schweizer Bauer besitzt durchschnittlich 20 Hektaren Land.

In dieser Gegend Indiens wird hauptsächlich Baumwolle angebaut, denn diese Pflanze braucht nur wenig Wasser, um zu gedeihen. Die Bauern verkaufen die kleinen, weissen Bällchen auf den lokalen Märkten. Von der Baumwollernte hängt das Überleben ihrer Familien ab und ob die Kinder genug und vor allem ausgewogen zu essen erhalten. Die Hungerbäuche der dünnen Kinder lassen erahnen, dass dies nicht immer ist der Fall ist.

GEFRÄSSIGER SCHÄDLING. Neben Hitze und Wassermangel macht den hiesigen Bauern vor allem der Baumwollkapselwurm das Leben schwer. Dieser Schädling ist für grosse Ernteeinbussen verantwortlich. In Soondi gehen die Bauern gegen den gefräßigen Wurm mit einem Extrakt aus den Blättern des einheimischen Neem-Baums vor. Die meis-

ten Familien im Dorf – inzwischen sind es 100 von 119 – haben in den letzten Jahren mit Hilfe des Schweizer Hilfswerkes Swissaid auf biologischen Pflanzenanbau umgestellt.

MONSANTO DOMINIERT DEN MARKT. An die Zukunft biologischer Landwirtschaft in Indien glaubt Keshav Raj Kranthi vom Central Institute for Cotton Research (CICR) nicht. Der Doktor der Biochemie ist überzeugt: «Biologische Landwirtschaft wird sich in Indien nicht behaupten können. Sie wird immer ein Nischendasein fristen.» Im CICR setzt man deshalb auf gentechnisch veränderte Baumwolle. Diese sogenannte BT-Baumwollpflanze wurde genetisch so verändert, dass sie sich selbst gegen den Baumwollkapselwurm schützen kann.



Laboratmosphäre. Eine im Central Institute for Cotton Research gezüchtete BT-Baumwoll-Pflanze.

Ein Problem bei der Koexistenz von BT-Baumwolle und biologisch angebaute Baumwolle sieht Kranthi nicht, im Gegenteil: «BT-Baumwolle ist doch biologisch», meint er überzeugt und argumentiert: «Schliesslich können die Bauern dank der BT-Baumwolle ihren Pestizidbedarf bis zu 50 Prozent reduzieren.»

Der Subkontinent Indien ist mit drei Millionen Tonnen jährlich der drittgrösste Baumwollexporteur der Welt. Mittlerweile stammen gegen 30 Prozent der in Indien angepflanzten Baumwolle aus gentechnisch verändertem Saatgut. Lieferant ist der US-amerikanische Biotech-Konzern Monsanto. Das Unternehmen beherrscht den indischen Saatgutmarkt. Wer BT-Saatgut will, kommt in Indien nicht an Monsanto vorbei. Um den heimischen Markt nicht

ganz dem US-Multi zu überlassen, haben sich die CICR-Forscher zum Ziel gesetzt, eigenes gentechnisch verändertes Baumwoll-Saatgut herzustellen. Man sei auf dem richtigen Weg, erklärt Kranthi ausweichend. Mehr wolle er dazu nicht sagen.

Um sein Saatgut unter die Bauern zu bringen, fährt Monsanto eine aggressive Verkaufsstrategie: Händler gehen von Dorf zu Dorf und preisen den Bauern ihre Samen an. So geschehen auch im Dorf Shivangaon, das eine gute Autostunde von Soondi entfernt liegt. Vor einem Jahr seien die Händler ins Dorf gekommen und hätten Saatgut verkauft, erinnern sich Kaudu Bagiroa Latgre und Bandu Kaurugi Moon. Der Händler versprach den beiden Bauern eine gute Ernte – ein Drittel höhere Erträge gar.

Latgre und Moon haben Monsanto-Saatgut gekauft, das wesentlich teurer ist als konventionelles. So müssen die Bauern für 450 Gramm Samen von Monsanto rund 1800 Rupies bezahlen. Konventionelles Saatgut kosten lediglich 400 bis 500 Rupies. Grund für den Preisunterschied sind die Lizenzgebühren für das Patent, die dem US-Konzern mit jedem Samen-Paket zu bezahlen sind.

SUIZIDE. Von den 1800 Rupies gehen rund 1200 Rupies in die Kassen von Monsanto. Zudem ist das Monsanto-Saatgut so präpariert, dass die Pflanze speziellen Dünger benötigt, den das Unternehmen gleich mitliefert. Die Händler verkaufen den Dünger dann teuer an die Bauern. Und da diese meist nicht über so viel Geld verfügen, um das Saatgut und die Düngemittel zu kaufen, nehmen sie bei den Händlern Wuchererzins zwischen 20 und 40 Prozent auf, in der Hoffnung, die Ernte falle üppig aus.

Heute, ein Jahr später, hat Latgres und Moons Hoffnung auf eine bessere Ernte der Verzweiflung Platz gemacht. «Die BT-Baumwolle hat keine bessere Ernte gebracht», klagen die beiden Bauern aus Shivangaon. Trotz gegenteiligen Versprechens mussten sie zusätzliche Pestizide einsetzen. Die beiden sind verzweifelt: «Die Ernte ist sogar noch geringer ausgefallen als mit konventionellem Saatgut», erklären sie.

Viele indische Bauern haben ähnliche Erfahrungen gemacht wie Latgre und Moon und sitzen nun in der Schuldenfalle. Fachleute schätzen, dass gut die Hälfte der Bauern Schulden hat. Einige von ihnen können diesen Druck und diese «Schande» nicht mehr ertragen. Sie nehmen sich das Leben, um der ausweglosen Situation zu entfliehen. In den letzten Jahren haben über 4000 Bauern im Bundesstaat Maharashtra

Selbstmord verübt. Auch in ihrem Dorf hätten sich Bauern das Leben genommen, bestätigen die beiden Bauern aus Shivangaon. Die Verzweifelten trinken Pestizide und nehmen einen qualvollen Tod auf sich im Irrglauben, danach würde der Staat der Familie 100 000 Rupies bezahlen. Mit diesem Geld, so die Idee, könnten sich dann die Hinterbliebenen von den Schulden befreien. «Die Regierung hat das tatsächlich einmal gesagt», erklären die Bauern. Aber es sei niemandem von ihnen ein Fall bekannt, wo tatsächlich Geld bezahlt worden sei.

Der Biochemiker Kranthi vom CICR kennt die tragischen Geschichten dieser Bauern. Doch er verteidigt das gentechnisch veränderte Saatgut. Es gebe genügend Betrüger, welche die Bauern übers Ohr hauen und anstelle von gentechnisch verändertem Saatgut normales verkaufen würden. Oft würden die Bauern auch die Anweisungen nicht richtig befolgen. Zudem gebe es auch solche, die das BT-Saatgut ein zweites Mal säen würden, erklärt Kranthi. «Bei einer Wiederaussaat wird die Ernte deutlich schlechter ausfallen, denn der Samen ist dafür nicht geeignet.» Das bedeutet, dass jene Bauern, die sich für die BT-Samen entschieden haben, jedes Jahr neues Saatgut zu hohen Preisen kaufen müssen.

KOSTEN WESENTLICH TIEFER. Im nahe gelegenen Soondi, jenem Bauerndorf, das seit ein paar Jahren auf biologischen Pflanzenanbau umgestellt hat, haben sich in den vergangenen Jahren keine Bauern umgebracht. Die Leute aus Soondi wissen warum und erklären: «Unsere Erträge durch biologische Landwirtschaft sind nicht höher als bei konventionellem Anbau oder gar bei Anbau von BT-Baumwolle.» Aber dafür seien die Kosten wesentlich tiefer.



Indien. In Soondi bei Nagpur wird Bio-Baumwolle, im nahen Shivangaon Gentech-Baumwolle angepflanzt. Grafik R. Heeb

«Ein Patentgesetz ist überflüssig»

Patentfachmann Philippe Cullet zur Problematik der Patente

BARBARA STÄBLER, Nagpur

Der Schweizer Patentrechtler Philippe Cullet, der in Genf, London und Dehli arbeitet, kritisiert das internationale Patentrechtssystem.

baz: Herr Cullet, das revidierte Patentgesetz sieht auch die Patentierung von Gensequenzen vor. Was halten Sie davon?

PHILIPPE CULLET: Ich denke, je mehr man grossen Konzernen die Möglichkeit gibt, Gene und Gensequenzen zu patentieren, desto schwieriger ist es für andere, von diesem Wissen zu profitieren. Schliesslich verschafft ein Patent dessen Inhabern quasi ein Monopol auf die Nutzung ihrer Erfindung.

Das macht doch Sinn. Schliesslich wurde viel Geld in die Forschung investiert.

Zum ökonomischen Nutzen von Patenten kann ich nichts sagen, denn ich bin kein Ökonom. Aus rechtlichen und vor allem aus ethischen Gründen ist meines Erachtens ein Patentgesetz überflüssig.



Kritische Töne. Der 37-jährige Philippe Cullet aus Genf ist promovierter Jurist. Cullet setzt sich für die Verlierer der Globalisierung ein.

Wieso überflüssig?

Konzerne können mit Hilfe von Patenten ihre Erfindungen schützen und sich damit im internationalen Markt behaupten. Menschen in Entwicklungsländern hingegen werden damit ihres traditionellen Wissens beraubt.

Was bedeutet «traditionelles Wissen»?

Das ist Wissen der einheimischen Bevölkerung über die Anwendung etwa von Pflanzen. Ein Beispiel: Das Extrakt aus Blättern des Neem-Baums wird von indischen Bauern als Pestizid eingesetzt. Eine US-Firma wollte den Prozess zur Herstellung des Pestizids patentieren lassen. Die Bauern haben sich dagegen zur Wehr gesetzt – erfolgreich. Internationale Unternehmen lassen Herstellungsprozesse, Gene oder Gensequenzen patentieren und machen damit Profit. Jene, die eigentlich über das traditionelle Wissen verfügen, gehen leer aus. Ist das Patent erst einmal gesprochen, ist es schwierig für die Betroffenen, ihre Rechte nachträglich einzufordern. Durch Patentierungen wird es also immer schwieriger, dieses traditionelle Wissen zu schützen.

Was können wir dagegen tun?

Einige westeuropäische Länder, darunter auch die Schweiz, haben im Rahmen des Abkommens über Geistiges Eigentum – dem TRIPS-Abkommen, das zur WTO gehört – beschlossen, eine Herkunftsprüfung einzuführen. Jene, die zum Beispiel eine Gensequenz patentieren lassen wollen, müssen offenlegen, woher das genetische Material stammt. Der nun vorliegende Entwurf zur Revision des Schweizer Patentgesetzes könnte noch weiter gehen. Man könnte etwa verlangen, dass nur dann Gensequenzen patentiert werden dürfen, wenn jene, die über das traditionelle Wissen verfügen, damit einverstanden sind. Man könnte gar gesetzlich vorschreiben, dass diese Menschen am Gewinn aus dem Patent beteiligt werden. Das nennt man «benefit-sharing».

Können wir uns eine solch strenge Gesetzgebung wirtschaftlich überhaupt leisten?

Solange die USA die führende Wirtschaftsmacht sind, werden sie an einer strengen Patentgesetzgebung festhalten. Wir können das Spiel mitspielen und uns dem Druck der USA unterwerfen. Oder aber – und das ist meine Meinung – wir übernehmen eine Vorreiterrolle und führen eine Rechtsgrundlage ein, die «benefit-sharing» erlaubt.